

Fieber

Ich habe den letzten Winter leidlich überstanden. Häufige Halsschmerzen, gelegentlich von geringem Fieber begleitet, waren die Symptome, die mir selbst an der Wende zum falschen Millennium die Lust am Feiern nahmen. Der Arzt, den ich im Urlaub zum Jahresende aufsuchte, machte mangelnde Abwehrkräfte für meine Beschwerden verantwortlich. Kein Grund zur Sorge, wie er meinte; ich würde die unvermeidlichen bakteriologischen Angriffe lediglich intensiver erleben. Über das *warum* schwieg er sich aus und ließ mich mit meiner Vermutung allein.

Ich spüre die Veränderungen an jedem Knochen. Ein alter Knochen scheint widerstandsfähiger zu werden, denn das Fieber will kaum mehr über achtunddreißigfünf steigen, andererseits scheint er zu verholzen und brüchig zu werden wie ein alter Stängel, und in dem Maße, wie das Erkältungsfieber nachlässt, steigt das Fieber der Seele. Zwei gegenläufige Kurven bilden sich in dieser Entwicklung ab, würde man analytisch sagen und nach dem Schnittpunkt suchen. Schon bei fünfunddreißig? Oder erst bei fünfundvierzig?

Mir fällt auf, dass wir im Leben ständig mit der Beobachtung von Schnittpunkten befasst sind. Der Verlauf der Karriere hat tunlichst nach oben zu zeigen und ein stetiges Wachstum auszuweisen. Wenn die erwartete Zeit bis zur nächsten Beförderung die Halbwertszeit der verbleibenden Lebensarbeitszeit unterschreitet, spricht man vom Karriereknick. Andere Schnittpunkte sind weniger theoretisch und unmittelbarer erfahrbar: Wenn der Aktienkurs den gleitenden 90-Tages-Durchschnitt nach unten schneidet, wird er noch weiter fallen. Unter Börsianern wird diese Regel wie eine Weisheit gehandelt und gilt als Verkaufssignal. Alle Marktteilnehmer kennen diese Weisheit, verkaufen schnell und darum fällt der Aktienkurs tatsächlich weiter.

In der Cafeteria unserer Kantine reden die Kollegen nie vom Karriereknick, dafür laufend von Aktienkursen wie über Fieberkurven: *Wenn ich bei einundvierzigacht verkauft hätte, wäre ich jetzt nicht tot.* In Wirklichkeit klingt es eher so: *Wenn ich bei einundvierzigacht nicht schon verkauft hätte, wäre mir der Mega-Deal gelungen, dreihundert Prozent statt zweihundert.* Wie ärgerlich. Merkwürdigerweise reden alle von verpassten Chancen, als schämten sie sich des finanziellen Zugewinns. Ich bleibe davon unberührt, zumindest solange, wie das seelische Immunsystem funktioniert, und das folgt bei mir einer einfachen Regel: Wer kein Geld übrig hat, kann keine Chancen verpassen,

Mein Direktor schweift während einer Rücksprache ab und verrät mir im Flüsterton einer geheimen Verschwörung, welch tolles Angebot der Sohn für den Gebrauchtwagen bekommen hat; ein Angebot, dass man nicht ausschlagen kann und wofür der Sohnemann gerne zwei Monate zu Fuß zur Uni geht, bis der Neuwagen kommt. Wieder ein BMW. Ob das wohl angemessen ist für einen Studenten? Der Vorgesetzte stöhnt: Ständig diese Konflikte mit dem Gefühl für den Wert des Geldes, das man als verantwortungsvoller Vater dem Sohn vermitteln sollte. Aber Sohnemann könnte den Wagen immerhin selbst bezahlen, denn schließlich hat er während seiner Banklehre einiges Geld an der Börse gemacht. Mit dem geerbten Geld von der Oma. Die Stimme erstickt unter der Last der Aussage. Nicht *mea culpa, mea maxima culpa*, sondern durch Omas Schuld, durch Omas übergroße Schuld.

Wenig später sitze ich bei einem jungen dynamischen Kollegen im Büro. Auf dem Bildschirm flimmert die Homepage eines Internet-Brokers. Es gibt eine T-Aktie gratis, wenn man ein Depot eröffnet, erzählt der junge Kollege, ob ich auch eine wolle? Er startet den Druck des Antragsformulars. Leider habe er keinen Farbdrucker, aber es gehe auch so, entschuldigt er sich. Er habe eine Reihe von Depots und hoffe über die Macht der großen Zahl wenigstens bei einem der Depots eine Lycos-Zuteilung zu erhalten.

Lycos?

Lycos, erklärt der junge Kollege, ist der Internet-Anbieter, der zur Zeit noch mit hohen Verlusten arbeitet und demnächst neue Aktien unter Führung der Deutschen Bank herausgabe, *bookbuilding* zwischen neunzehn und vierundzwanzig Mark, Graumarktkurs bei zweiundvierzig. Die Zeichnungsfrist laufe am nächsten Montag ab, zehn Uhr.

Ich verstehe. Man kann bis zum 22. März Aktien für maximal vierundzwanzig Mark zeichnen – wenn man Glück hat, auch für neunzehn, die heute schon zweiundvierzig Mark wert sein sollen. Der junge Kollege bewegt den Taschenrechner. Fünfundsiebzig müssten mindestens gezeichnet werden, dann springt bei Verdoppelung des Kurses am ersten Börsentag und Realisierung des Emissionsgewinnes das Geld für den Urlaub heraus.

Die Schlussfolgerung klingt einleuchtend. Wurde uns das nicht von einem an die Börse gebrachten Halbleiterhersteller mit dem fantasievollen Namen *Infineon* vor wenigen Tagen erst vorgemacht? Diejenigen, die Aktien von *Infineon* gezeichnet und eine Zuteilung erhalten hätten ... sogar Kollege xy habe fünfundzwanzigtausend Mark verdient am Kursanstieg des ersten Börsentages. Per Auslosung sozusagen, ohne Arbeitsleistung ...

Xy – der mit den dämlichen, unverständlichen Ausarbeitungen? Der sich mittags in der Kantine zu uns an den Tisch setzt, bis zur ersten Lufthol-Pause nach einem Punkt wartet, um das Gesprächsthema mit einer völlig zusammenhanglosen Frage in seinem Sinne umzubiegen?

Er rechne persönlich nicht mit einer Verdoppelung des Kurses, sagt der junge Kollege, bei den Verlusten, die Lycos noch mache, aber immerhin mit knapp 100% ...

Ich habe kein Depot und kein Geld, wende ich ein.

Das Depot sei doch innerhalb von zehn Minuten eingerichtet, meint der junge Kollege. Er habe sechs, und darum müsse es wenigstens bei einem mit der Lycos-Zuteilung funktionieren, denn wahrscheinlich sei die Emission schon wieder völlig überzeichnet.

Na klar, auch das ist einleuchtend. Es hat sich herumgesprochen in der Republik, wo das Geld auf der Straße liegt und nur von den Dummen übersehen wird.

Ich verabschiede mich. Der Direktor, der so gerne in den bedeutungsschwangeren Flüsterton verfällt, wenn er ins Private abgelenkt, wartet noch auf ein Konzept. Immerhin geht es darum, wie man 200 Millionen Mark Eigenkapital möglichst wenig haftend in ein Projekt steckt. Die Banken haben ohnehin geschlossen, heute am Freitag, um 17.30 Uhr, also besteht - wegen objektiver Unmöglichkeit - kein Entscheidungsbedarf. Ich liebe diesen Zustand, den mir auch mein jesuitischer Direktor in den Projekten nicht wegdiskutieren kann, selbst wenn er es gerne jedes Mal aufs Neue versucht.

Am Montag gibt es keine plausible Ausrede mehr, mit der ich eine Entscheidung hinausschieben könnte. Um 9.20 Uhr stehe ich am Schalter meiner Filialbank, die, wie die Wirtschaftspresse munkelt, an einen allmächtigen Versicherungskonzern verscherbelt werden soll. Im Grunde ist einer wie ich der Bank lästig; Kleinvieh macht keinen Mist, nur Umstände und Kosten, und da lassen sich im Zusammengehen mit einem Versicherungskonzern sicherlich - aufpassen: Synergieeffekte erzielen. Diese deutsche Bank ist eigentlich zu Höherem geboren und richtet sich, zum Wohle ihrer Aktionäre, auf eine globale Performance aus; eine Tendenz, die gerne als vorausschauend verkauft wird und dem betroffenen Vorstandsvorsitzenden die Aura eines Visionärs verleiht.

Ich möchte ein Depot zu meinem Konto eröffnen, trage ich dem jungen Bankangestellten vor (der zukünftig Versicherungspolice verkaufen wird?), und die Bank möchte es gleich *online* frei schalten. Und ich möchte fünfundsiebzig Lycos kaufen.

Der junge Angestellte mustert mich und tippt in den Computer. Eingerichtet, sagt er, wir müssen dann noch die Risikoklassen-Einschätzung nach dem Wertpapiergesetz machen.

In vierzig Minuten läuft die Zeichnungsfrist ab und der Angestellte macht Betrieb nach Fahrplan, wie mir scheint, und wenn in ein bis zwei Wochen alle Formalitäten erledigt sind, darf ich auch Aktien kaufen. Wie denn meine Wertpapier-Erfahrungen seien, fragt er und kritzelt auf einem Formblatt mit vielen Kästchen.

Null, antworte ich spontan, das könne er sich mühelos aus dem Computer ableiten. Ob er mich für unmündig hielte, frage ich zurück, denn fünfundsiebzig Lycos würden mich nicht ruinieren.

Der Bankangestellte lässt mich auf dem Zettel unterschreiben.

Im übrigen bekäme ich sowieso keine Zuteilung, sage ich.

Ich bekäme noch eine Mitteilung, sagt der junge Bankangestellte, damit die *Brokerage-Funktionalität* für mein Online-Depot eingerichtet werden könne.

Ah ja. Was immer das bedeuten mag, ich kann jetzt wohl loslegen an der Börse und bin damit sozusagen in eine höhere menschliche Klasse aufgestiegen. Ich gehöre nunmehr zur Risikoklasse vier, wie mir mein Wertpapierauftrag bescheinigt, und bin trotzdem verlässlich wie zuvor. Ich fühle mich nicht besser, eher von einem mulmigen Gefühl beschlichen - der Aufbruch in eine neue Welt wird von Unsicherheit begleitet.

Mittags stehe ich wieder am Schalter der Bank. Die coole Art, mit der ich fünfundsiebzig Lycos geordert habe, hat an meinem Gedächtnis genagt und andere Fragen verdrängt, die ich nun nachholen muss. Mittlerweile hat mich ein guter Freund, im Wertpapier-Research einer Hamburgischen Bank beschäftigt, telefonisch über den Unterschied zwischen "zeichnen" und "kaufen" aufgeklärt. Das wusste ich zwar schon vorher, verunsichert mich aber zusätzlich. Eigentlich wollte ich *neue* Aktien zeichnen - habe ich etwa *alte* gekauft?

Kein Problem, sagt der junge Bankangestellte mit dem nachsichtigen Lächeln des Experten gegenüber dem Börsenneuling, eine Verwechslung sei wohl schlecht möglich, denn Lycos Europe sei bisher nicht börsennotiert. Ich kontere schlagfertig, Lycos Incorporated - die Muttergesellschaft - werde an der New York Stock Exchange gehandelt. Dieser starke, nicht zu widerlegende Abgang sichert mir endgültig die Börsenfähigkeit in dieser Filiale.

Mit der Online-Fähigkeit meines Depots hapert es noch einen Tag. Dann - ich bin dabei! Fünfundsechzig Lycos-Aktien zum Emissionskurs von vierundzwanzig Mark wurden mir zugeteilt! Ich eile zum jungen Kollegen. Der

hat trotz seiner sechs Depots keine Zuteilung bekommen und überbrückt die Enttäuschung mit der Bemerkung, dass er schließlich im letzten Jahr ordentlich abgesaugt habe. Außerdem fahre er bald in Urlaub, den er nicht mit der Beobachtung seiner Depots belasten wolle, und darum werde er die meisten Positionen sowieso glattstellen. Der *Put* in seinem Depot gehe ihm ohnehin an die Nerven und er hoffe, dass der *Dax* bald fallen werde ...

Der Kollege hofft auf fallende Kurse? Wollte er nicht gestern noch an immensen Kursgewinnen partizipieren? Wir werden sehen.

Der nächste Tag ist der Tag der ersten Börsennotierung. Lycos erscheint mit einem kaum wahrnehmbaren Plop auf der Bildfläche und verabschiedet sich wie eine Seifenblase unterhalb des Ausgabekurses. Stündlich beobachte ich im Internet die Entwicklung. Um 17.30 Uhr sind mehr als vier Mark pro Aktie verloren. Minus siebzehn Prozent. Der junge Kollege feixt. Niemand von den übrigen Kollegen im Haus habe eine Zuteilung erhalten und alle seien froh darüber.

Mir wird übel.

Gegen Feierabend diskutiere ich mit dem jungen Kollegen die Möglichkeit einer Schadensbegrenzung. Man muss zu seinen Fehlern stehen, meint der junge Kollege, besser sei ein Ende mit Schrecken, und er ermuntert mich, auf achtzehn Mark eine *Stop-Loss-Order* zu geben.

Über den Computer in meinem Büro verweigert die Bank die Annahme des Auftrages. Die Hotline der Bank klärt mich auf, dass ich mein Depot zwar einsehen, aber noch nicht handeln könne, ich möchte bitte bei der Filiale ... Noch im Büro unterschreibe ich den Zettel, den mir die Bank inzwischen zugeschickt hatte und nehme mir vor, ihn gleich morgen in der Filiale abzugeben.

Auf der Heimfahrt rechne ich nach. Vier Mark mal fünfundsechzig Stück mal einskommalfünfundneunzigfünf und etwas – schlappe fünfhundertfünfzig Mark, die Spesen nicht eingerechnet, habe ich an einem Tag versiebt. Jeder in der Familie, der fünfhundertfünfzig Mark einfach so in den Sand setzt, würde von mir warme Ohren bekommen.

Ich fühle mich schlecht.

Ausgerechnet heute streichelt mich meine Frau liebevoll und lobt mich ohne äußeren Anlass betont für fürsorgliches Verhalten gegenüber der Familie.

Vor dem Einschlafen werde ich ruhiger. Solange ich die Aktien nicht verkauft habe, stehen die Verluste lediglich auf dem Papier. Bekanntlich schwanken die Kurse täglich, besinne ich mich, also halte ich die Aktien lieber so lan-

ge im Depot, bis ich sie ohne Verlust loswerden kann. Den Zinsverlust von dreißig Mark, überschlage ich, trage ich notfalls aus dem Taschengeld.

Kaum bin ich am nächsten Morgen im Büro, checke ich die Kursentwicklung. Lycos steigt stündlich. In der Mittagspause treffe ich den jungen Kollegen in der Cafeteria. Im Vorbeigehen strecke ich den Daumen in die Höhe. Lycos schließe heute bei über zweiundzwanzig, prognostiziere ich mit hörbarem Genuss in der Stimme.

Bei Börsenschluss steht Lycos sogar bei über dreiundzwanzig. Diejenigen, die bei zwanzig morgens gekauft und bei dreiundzwanzig abends verkauft haben, haben bereits ihren Schnitt gemacht. So einfach ist das. Drei Mark mal die entsprechende Stückzahl ... Ich gebe es auf, hypothetischen Gedankenansätzen nachzugehen. Nur die vom Glück der Zuteilung bedachten haben bisher einen Mark pro Aktie verloren.

Der Wirtschaftsteil einer überregionalen Zeitung aus Hamburg widmet der Lycos-Emission seine Titelgeschichte. Süffisant werden Experten zitiert, die alles vorausgesehen haben. Der Ausgabekurs sei einfach zu hoch gewesen, überzogen, fundamental durch nichts gerechtfertigt; da habe man wohl bei den privaten Anlegern kräftig abgesahnt und ordentlich Geld in die Kassen gespült.

Ich liebe solche Leute. Konnten die Journalisten das nicht zwei Tage früher drucken? Bei nüchterner Betrachtung – nein. Wer druckt schon gerne unbewiesene Unkenrufe? Ein tatsächlicher Crash ist doch um ein Vielfaches aufregender.

Ein paar Tage dümpelt Lycos unterhalb des Ausgabekurses, dann geht es im freien Fall nach unten. Am Neuen Markt brechen in breiter Front die Kurse ein. Völlig normal, melden sich die Experten zu Wort, dass jetzt die Luft aus den Kursen gelassen werde, ausschließlich von Internetphantasie und selbst prognostizierten Wachstumschancen und zukünftigen Ertragspotentialen könne die Börse nicht leben. Eine Rückbesinnung auf fundamentale Daten wie Gewinne und Umsatzsteigerungen sei unerlässlich.

Mich befallen nervöse Schlafstörungen. Um halb fünf Uhr morgens wache ich auf, die Lycos-Kursschlinge fest um den Hals. Ich atme tief durch und beginne eine frühmorgendliche Wanderung durch das Haus. Um neun Uhr bin ich soweit wiederhergestellt, dass ich mich meiner Arbeit im Büro zuwenden kann.

Am nächsten Morgen komme ich in das Sekretariat und platze mitten in ein Gespräch zwischen zwei Kollegen – selbstverständlich mit Depot – und unseren beiden Sekretärinnen, im Nebenberuf Hausfrauen, und, wie ich nun er-

fahre, Hausfrauen mit Depot. Ob sie denn T-Online zeichnen soll, fragt Sabine, und Yvonne beklagt den Fehlstart von Lycos, und dass sich die Bankangestellten – angeblich – immer zuerst bedienen würden, weil sie an der Quelle sitzen.

Ich bin inzwischen wieder ruhig. Verluste, die auf dem Papier stehen, können mich nicht mehr schrecken. In den letzten vierzehn Tagen habe ich sie alle durchschaut, den Neuen Markt, die institutionellen Anleger, die zum Wohle ihrer Kundschaft Geld an der Börse investieren, die *Intraday-Trader*, die zwischen 9.01 Uhr und 13.28 Uhr die Kursdifferenzen ausnutzen und daran verdienen – oder nicht.

Es kann gar nichts schief gehen, erläutere ich den Kolleginnen und Kollegen, die Kursverluste des Neuen Marktes seien nicht beunruhigend, weil sie nur vorübergehend sein können.

Die neugierigen Blick tun wohl. Ich galt bis heute nicht als Aktienguru.

Das Ganze sei einfach, verkündige ich meine Erkenntnis; die Manager der Wachstums- und Risikofonds *müssen* schließlich Geld anlegen und eine überdurchschnittliche Performance abliefern, schon aus Angst, dass die Kundschaft, an denen sie verdienen und die sie mit überdurchschnittlichen Versprechungen gelockt haben, zu anderen Fonds abwandern – ohne Kundschaft kein Fond, ohne Fond kein Verdienst. Sie sind gezwungen zu handeln, sie müssen kaufen und treiben damit die Kurse hoch, pumpen Luft rein und realisieren kurz vor dem Zerplatzen die Gewinne. Welche Aktien wären dazu besser geeignet als die von den Firmen am Neuen Markt, die mehr von Erwartungen als von Gewinnen leben? Wenn die Luft raus ist, geht das Spiel von vorne los, so todsicher und so lange, wie Geld machen einen gesellschaftlich hohen Stellenwert hat und der Erfolg Macht und Ansehen fördert.

Während ich rede, gehe ich in Gedanken der Frage nach, wer denn eigentlich die Verlierer in diesem Spiel sind, dessen soeben von mir erfundene Regeln ich mit dem Anschein von Fachkunde erkläre. Dazu fällt mir nichts ein und ich werde gottlob auch nicht danach gefragt.

Bevor ich am Feierabend nach Hause fahre, schaue ich noch schnell in die Berufstätigensprechstunde meines Hausarztes. Er pumpt die Manschette auf und öffnet das Rädchen, um den Druck abzulassen.

Zu hoch, meint er und wirkt besorgt. Und ganz unvermittelt schiebt er nach, dass es doch eine bedenkliche Zeiterscheinung sei, wenn alle ihr Geld nur noch mit Zocken verdienen wollen.

Vorsichtshalber gehe ich nicht auf seine Bemerkung ein. Innerlich muss ich ihm zustimmen. Die Arbeit ist zu teuer, sagen die Unternehmen und kla-

gen über hohe Personalkosten, aber wirklichen Wert scheint die Arbeit nicht zu haben im Vergleich zu dem, was mit bloßen Vermutungen zu verdienen ist, wenn nur alle Beteiligten daran glauben.

Mittlerweile betrachte ich es von der humorvollen Seite. Vielleicht wird es doch noch mal was mit Lycos. Ich habe mir schon mal Comundo, das Internetportal von Lycos, auf dem Computer installiert. An mir soll es also nicht scheitern.